

Zwischen Desinteresse und Wissensdurst

Österreich haftet der Ruf an, überdurchschnittlich wissenschaftsskeptisch zu sein. Wir haben Forschende aus unterschiedlichen Ländern gefragt, wie sie die Lage hierzulande wahrnehmen. Die international bewanderten Fachleute erzählen von ihrer Einschätzung und berichten, was ihrer Arbeit und den Möglichkeiten zu deren Vermittlung im Weg steht.

Es war ein Schock, den das Eurobarometer 2021 auslöste. Nur 80 Prozent der Bevölkerung gaben in der EU-weiten Umfrage an, der Einfluss von Wissenschaft und Technologie auf die Gesellschaft sei sehr positiv oder positiv – womit Österreich weit unter dem Durchschnitt lag. Das ließ die Alarmglocken schrillen. Vorsichtige Erleichterung brachte eine im heurigen Sommer präsentierte Ursachenstudie des Instituts für Höhere Studien (IHS) und der dänischen Aarhus University. Der Erhebung zufolge stehen nur zehn Prozent der Bevölkerung der Wissenschaft systematisch skeptisch gegenüber. Davon abgesehen fanden sich keine deutlichen Hinweise, dass Österreich im EU-Vergleich zu den besonders wissenschaftsskeptischen Ländern zählt.

Diese Einschätzung teilen auch sechs Forschende, die wir um ihre persönliche Sicht auf die Dinge gebeten haben. Eine nicht so gängige Sache für Forschende, die Anekdotischem und persönlichen Interpretationen berufsbedingt vorsichtig

gegenüberstehen. Wir wollten dennoch wissen, ob sie Österreich als eine wissenschaftsskeptische Nation empfinden.

Eine spannende Einschätzung dazu kommt von **Blaž Gasparini**. Der 35-jährige Klimaphysiker stammt aus Slowenien und forscht am Institut für Meteorologie und Geophysik der Universität Wien. Er hat sieben Jahre in der Schweiz und drei Jahre in den USA gelebt und geforscht. Unbedingt wissenschaftsskeptisch will er Österreich nicht nennen:



Blaž Gasparini

„Vor allem würde ich sagen, dass Österreich eine relativ konservative Gesellschaft ist, die mehr Angst vor Innovationen hat als der Durchschnitt der EU-Länder.“ Das sei zwar nicht unbedingt immer schlecht, aber es könne dazu führen, dass im Durchschnitt weniger Innovation stattfindet, als möglich wäre. Doch dazu gibt es auch eine andere Seite: „Gleichzeitig lieben die Österreicher Titel und Hierarchien, als Univ.-Prof. Dr. steht man in dieser Hinsicht ganz gut da“, sagt er. „Ich denke, dass Wissenschaftler in Österreich immer noch sehr angesehen sind, was sich auch in relativ guten Gehältern widerspiegelt – auch im Vergleich zu Ländern mit starker wissenschaftlicher Tradition wie Frankreich oder Großbritannien.“

Sozialer Status und Prekariat

Diese Ansicht teilt auch die aus Frankreich stammende **Salambô Dago**. Seit einem Jahr betreibt die 27-jährige Postdoktorandin Quantenforschung an der Universität Wien.



Salambô Dago

Im Vergleich zu ihrem Herkunftsland genieße Wissenschaft ihres Erachtens in Österreich größeres gesellschaftliches Ansehen. „Wer einen akademischen Titel besitzt, lässt ihn auf der E-Card oder anderen Dokumenten eintragen und die Menschen haben Respekt davor. In Frankreich schert sich niemand um Dokortitel, viele wissen gar nicht, was ein PhD überhaupt ist. Der soziale Status in Österreich ist viel besser.“ Das treffe auch auf die Bezahlung zu, was ebenfalls eine gewisse Wertschätzung ausdrücke. Ihre Verdienstmöglichkeiten in Frankreich seien wesentlich schlechter als hierzulande, unterstreicht sie. „Alles, was mit dem universitären System verbunden ist, genießt in Frankreich kein sonderlich hohes Ansehen. Die Leute fragen auch immer, warum man nicht in der Privatwirtschaft arbeitet.“ Eine Überlegung, die Dago nachvollziehen kann, da die Verdienstmöglichkeiten in den Bereichen Forschung und Entwicklung im Privatsektor meist tatsächlich wesentlich höher liegen.

Die herrschenden Arbeitsbedingungen für Forschende und den wissenschaftlichen Nachwuchs spricht auch Uroš Matić an. Der 36-Jährige stammt aus Serbien und hat den Großteil seiner akademischen Karriere in Deutschland und Österreich verbracht. Der Archäologe, Ägyptologe und Genderforscher ist an der Universität Graz tätig und assoziierter Forscher an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW). Auf die Frage, ob er in Österreich gewisse Formen der Wissenschaftsfeindlichkeit feststelle, kommt er auf grundlegende Probleme zu sprechen, denen Wissenschaftlerinnen und Wissen-

schafter gegenüberstehen. So brauche das Land dringend langfristige Lösungen für die prekären Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft, denn: „Junge und angehende Wissenschaftler, einschließlich meiner Person, neigen allmählich dazu, sich anderen Branchen zuzuwenden“, sagt er.

Die Gründe dafür seien vielfältig. „Im Gegensatz zu Sektoren wie Wirtschaft und Industrie sind die Einkommen niedrig, was die Attraktivität wissenschaftlicher Berufe in einer kapitalistischen Welt mindert“, erklärt Matić. Dazu komme mangelnde Unterstützung für persönliche Beziehungen und Lebensumstände. „Das erschwert wissenschaftliche Karrieren für Menschen, die eine Familie gründen möchten, und insbesondere Frauen sind von patriarchalischen Erwartungen betroffen.“ Doch damit nicht genug: „Kurzfristige Verträge, die an zeitlich begrenzte Drittmittelprojekte gebunden sind, machen wissenschaftliche Karrieren existenziell riskant, da Wissenschaftler im Falle der Nichtbewilligung eines Projekts sogar bis zu einem Jahr arbeitslos sein können“, unterstreicht der Forscher.

Wie Wissenschaft akzeptiert wird

Da unsere Gesprächspartnerinnen und -partner internationale Erfahrung mitbringen, wollten wir wissen, ob der gesellschaftliche Stellenwert der Wissenschaft hierzulande im Vergleich zu ihrem Herkunftsland oder früheren Arbeitsstätten im Ausland



Uroš Matić

stark differiert. Einen interessanten Vergleich inklusive Problemabriss stellt Luca Fossati an. Der 44-Jährige ist stellvertretender Direktor des Instituts für Weltraumforschung der ÖAW in Graz. Er habe das Gefühl, dass es einen Unterschied in der Wissenschaftsakzeptanz gebe. In seinem Heimatland Italien könne man den Eindruck gewinnen, dass die Wissenschaft ähnlich wie eine Religion akzeptiert werde. Fossati erklärt: „Oft verstehen Menschen nicht, wie Forschende zu einem bestimmten wissenschaftlichen Ergebnis kommen. Entweder weil die Wissenschaft dahinter zu kompliziert ist oder weil die Forschenden die Dinge nicht einfach genug erklären können.“



Luca Fossati

Darauf gebe es zwei Reaktionen: „Die erste ist, dass Menschen ein Forschungsergebnis, ohne zu zweifeln als Wahrheit hinnehmen, was sich nicht davon unterscheidet, wie Gläubige religiöse Dogmen akzeptieren. Die zweite Reaktion ist, dass die Menschen wissenschaftliche Ergebnisse anzweifeln. Das passiert in der Regel aufgrund einer persönlichen Wahrnehmung oder durch Einfluss und Täuschung von außen. Mein Eindruck ist, dass in Italien die erste Reaktion etwas häufiger vorkommt als die zweite,“ so Fossati. Das Problem sei, dass beide Reaktionen gefährlich seien. „Ablehnung und Leugnung können dazu führen, dass Menschen anfangen, an alles Mögliche zu glauben. Die Vorstellung einer flachen Erde ist sicher eines der Extrembeispiele. Blinde Akzeptanz hingegen kann

im Laufe der Zeit eine zunehmende Distanz zwischen Wissenschaft und Gesellschaft schaffen, was eine Reihe von Problemen nach sich ziehen kann, etwa Desinteresse.“



Valentyna Mokina

Das im Eurobarometer festgehaltene Desinteresse an Forschung wird von der Ursachenstudie des IHS nicht negiert, ist aber von Skepsis und Misstrauen abzugrenzen. Vielmehr ist Wissenschaft im Alltag kaum präsent, auch fehlen konkrete Vorstellungen davon, wie wissenschaftliche Ergebnisse zustande kommen. Fossati erkennt darin auch einen Vorteil: „Man ist sich des Problems bewusst, und das ist gut so, denn es ist der erste notwendige Schritt, um es zu lösen. Um den Wert der Wissenschaft zu stärken, sollten Forschende die Menschen auch auf die Bedeutung der Wissenschaft im täglichen Leben aufmerksam machen. So ist es der Wissenschaft zu verdanken, dass wir Smartphones haben, Auto fahren oder fliegen können.“

Das Interesse an Angeboten zur Wissenschaftsvermittlung sieht **Valentyna Mokina** durchaus gegeben. Die 39-jährige Postdoktorandin stammt aus der Ukraine und ist am Institut für Hochenergiephysik (HEPHY) unter anderem mit der Suche nach Dunkler Materie beschäftigt. „Meiner Erfahrung nach bin ich weder in Österreich noch in der Ukraine oder in Italien, wo ich gearbeitet habe, jemals auf offene Skepsis im Sinne einer völligen Leugnung oder Ablehnung wissenschaftlicher Grundsätze ge-

stoßen“, schildert sie. „Stattdessen habe ich durchweg einen echten Wissensdurst und eine Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Wissenschaft beobachtet, was die universelle Anziehungskraft der Wissenschaft als Mittel zum Verständnis unserer Welt und als Motor des Fortschritts unterstreicht.“

Austausch mit der Öffentlichkeit

Ihre Forschungstätigkeit zu vermitteln, sei für unterschiedliche Disziplinen unterschiedlich herausfordernd, sagt **Megan Cordill**. Die 43-Jährige stammt aus den USA und forscht zu komplexen Materialien sowie zu Mikro- und Nano-Mechanik am Erich-Schmid-Institut für Materialwissenschaften der ÖAW. Wenn sie ihre Arbeit für Laien erklärt, fasst sie sich kurz: „Ich zerbreche kleine Dinge.“ Obwohl kaum jemand wirklich verstehe, was sie und ihre Kolleginnen und Kollegen tun, biete ihr Fach doch verständliche Ansatzpunkte: „Die breite Öffentlichkeit versteht, dass Stahl belastbar ist, eine Glascheibe leicht zerbrechen kann und ein Gummiband gedehnt werden kann, ohne seine ursprüngliche Größe zu verlieren. Das sind Dinge, die man selbst sehen und testen kann, was ein Vorteil meines Fachgebiets ist. Ein Mediziner, Klimaforscher oder Physiker hat es viel schwerer, die Leute von seiner Wissenschaft zu überzeugen, weil man sie nicht selbst sehen und anfassen kann.“

Angebote zur Wissenschaftsvermittlung können hier Abhilfe



Megan Cordill

schaffen. Doch, so unterstreichen viele der von uns befragten Forschenden, müssen Initiativen wie etwa die Lange Nacht der Forschung wesentlich häufiger und flächendeckend in ganz Österreich stattfinden. Dass Outreach-Angebote durchaus begeistert angenommen werden, zeigen die Erfahrungen von Valentyna Mokina: „Wir organisieren an meinem Institut zahlreiche Veranstaltungen, die sich an verschiedene Altersgruppen richten, von den Jüngsten bis hin zum reifsten Publikum. Sie sollen die Welt der Wissenschaft entmystifizieren und sie für die Öffentlichkeit zugänglich und transparent machen.“ Zuletzt organisierte Mokina den jährlich in Kooperation mit der Volkshochschule stattfindenden Tag der Dunklen Materie. Dabei können Menschen nicht nur Vorträgen lauschen und sich mit Forschenden austauschen. In Virtual-Reality-Simulationen können sie virtuell in Experimente einsteigen und erfahren, wie diese funktionieren.

Bei diesem und anderen Angeboten habe Mokina gesehen, wie wissbegierig das österreichische Publikum ist. „Die Menschen kommen mit einem ganzen Arsenal an Fragen, ihre Neugier treibt sie an, die Grenzen des Wissens zu erkunden. Sie suchen nicht nur nach Antworten, sondern bringen ihre eigenen Ideen und Perspektiven ein, was zu einem dynamischen Austausch von Gedanken und Erkenntnissen führt“, erzählt sie. Fördere man diese Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, bringe das enormes Potenzial für die Zukunft, ist Mokina überzeugt: „Ein besseres Verständnis für die Funktionsweise der Dinge, ein größeres Vertrauen in wissenschaftliche Ergebnisse, ein größerer Enthusiasmus für das Studium und die Weiterentwicklung der Wissenschaft und eine insgesamt bessere Lebensqualität sind nur einige der vielen positiven Ergebnisse, die wir erzielen können.“

Marlene Erhart ist Wissenschaftsredakteurin des STANDARD. Sie studierte Journalismus an der FH Wien und wurde unter anderem mit dem Förderungspreis für Wissenschaftspublizistik des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung ausgezeichnet.